

Die Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ ist in Russland sehr lebendig. Hochzeitspaare legen an den Denkmälern Blumen nieder.

Ein Zentrum symbolischer Politik in der ehemaligen Sowjetunion war die Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“. Der „Tag des Sieges“ gegen den Faschismus, der 9. Mai 1945, wurde jahrzehntelang als Sieg im Kampf für „die richtige Sache“ und als Beweis für die Überlegenheit des politischen Systems und der sozialistischen Gesellschaftsordnung gefeiert. Am öffentlichen Diskurs über den Zweiten Weltkrieg beispielsweise in den russischen Medien im Jahr 1995 – also 50 Jahre danach – lässt sich im postsowjetischen Russland ein Prozess aufzeigen, der dort wie auch in anderen postsozialistischen Staaten sozusagen im Zeitraffer ablief und der typisch ist für modernisierende



Fotos: Langenohl

Die Erinnerung des Zweiten Weltkriegs in Russland

Zur symbolischen Integration modernisierender Gesellschaften

Gesellschaften: Moderne, soziokulturell stark plurale Gesellschaften lassen sich nicht mehr durch kollektiv verbindliche Wertorientierungen zusammenhalten. Symbolisch können sie nur dadurch integriert werden, dass ein öffentlicher Diskurs etabliert wird, in dem über Werte gestritten werden kann.

Von Andreas Langenohl

Am 9. Mai 1995 wurde in Russland zum 50. Mal der „Tag des Sieges“ (russ.: Den' Pobedy) begangen, an dem im Jahre 1945 die Rote Armee den militärischen Sieg über das nationalsozialistische Deutschland errang. Dieser Tag markierte das Ende nicht nur des Zweiten Weltkriegs, sondern auch des „Großen

Vaterländischen Krieges“ (Velikaja Otečestvennaja vojna), wie es in Russland heißt, also das Ende der Kriegshandlungen, die direkt auf den deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 zurückgehen. Die Erinnerung an diesen Tag war seit 1945 das Zentrum symbolischer Politik in der ehemaligen Sowjetunion.

Seit der europäischen Aufklärung ist es ein fester Bestandteil symbolischer Politik, mittels kollektiver



Erinnerungspraktiken die Zusammengehörigkeit von Volk und Staatswesen zu beschwören, um

Kollektive Erinnerungspraktiken

den Nationalstaat bzw. die Regierung symbolisch zu legitimieren. Die Sowjetunion machte hier keine Ausnahme. Der „Tag des Sieges“ fungierte als eine Art „Zivilreligion“, also als eine symbolische Manifestation von Wertmustern in staatlichen Institutionen, die die Bevölkerung normativ integrieren und gleichzeitig politische Führung und System des Landes legitimieren sollte. Die zahlreichen Gedenkveranstaltungen in der Sowjetunion – Reden, militärische Paraden, Enthüllung von Denkmälern, öffentliche Schweigeminuten –, die am 9. Mai in der Sowjetunion stattzufinden pflegten, rückten die gegenseitige Ergänzung der kollektiven Anstrengung der Bevölkerung und der Leitungsfunktionen der Kommunistischen Partei in den Mittelpunkt: Die zahllosen Opfer, die der deutsche Überfall auf die Sowjetunion gefordert hatte, wurden in einen Sinnrahmen hineingestellt, indem auf die – von der Partei organisierte – Zurückschlagung und Besiegung des deutschen Faschismus hingewiesen wurde, und bürgten so für die Überlegenheit der sowjetischen über die westliche Gesellschaftsordnung.

Mehr als 27 Millionen Menschen waren umgekommen, aber ihr Tod war im sowjetischen Gedenken des Großen Vaterländischen Krieges Teil des Kampfs für die richtige Sache, für die die Partei stand. Private Erinnerungen an die Kriegsergebnisse der Veteranen und der Angehörigen der Toten wurden so im öffentlichen Raum der Sowjetunion überformt durch eine zukunftsweisende Botschaft, welche

das politische System und die Sozialordnung legitimieren sollte. Dies gelang freilich nur um den Preis, diesen öffentlichen Raum zu regulieren, zu zensieren und zu manipulieren: Schriftsteller und Intellektuelle führten mit den Zensurinstanzen ununterbrochene Kämpfe, welche Erinnerungen mit der offiziellen Deutung vereinbar seien.

Ende einer „Zivilreligion“

Diese durch autoritäre Maßnahmen ins Werk gesetzte, eigentlich nur simulierte „Zivilreligion“ des Großen Vaterländischen Krieges kam mit der Amtszeit Gorbatschows an ihr Ende. Gegen Ende der 80er Jahre wurde die offizielle Deutung der Kriegsgeschichte öffentlich herausgefordert, wobei die zu dieser Zeit sehr populäre Kritik an Stalin und dem stalinistischen Regime als Vehikel fungierte. So wurde nun öffentlich gefragt, wie viele SowjetbürgerInnen und -soldatInnen nicht primär den deutschen Okkupanten, sondern einer inkompetenten, ideologisch fehlgeleiteten Kriegsführung zum Opfer gefallen waren; welchen Einfluss die seit 1937 verübten Exekutionen sowjetischer Militäreliten auf den Kriegsverlauf gehabt hatten; wie mit den sowjetischen Kriegsgefangenen nach ihrer Rückkehr in die Sowjetunion verfahren worden war. Die offizielle Version des Großen Sieges – der Sieg als Beweis für die Überlegenheit der sozialistischen Sozialordnung und für die politische Legitimität ihrer Avantgarde, der KPdSU – wurde durch zu Tage tretende Informationen zersetzt: das Geheimprotokoll zum Ribbentrop-Molotov-Pakt von 1939; Operationen der Roten Armee, die aus taktischer und strategischer Perspektive sinnlos waren und das Leben

vieler Soldaten kosteten; Stalins Politik, die, wie manche nun meinten, Hitler in die Hände gespielt hatte, weil sie von der unrealistischen Annahme geleitet gewesen sei, dass ein Krieg in Europa den Boden für eine europäische sozialistische Revolution bereiten würde. Zu Beginn der 90er Jahre fielen die offiziellen Feierlichkeiten denn auch sehr viel bescheidener als noch zu Sowjetzeiten aus.

Es stellt sich die Frage, welche Erinnerungen des Krieges im post-sowjetischen Raum in den nun nicht mehr regulierten öffentlichen Diskurs eingeschossen sind. Dabei bietet es sich an, als Erhebungszeitraum das Jahr 1995 zu wählen, als sich der Große Sieg zum 50. Mal jährte. Am öffentlichen Diskurs über den Krieg im Jahre 1995 lässt sich darstellen, wie im postautoritären Russland – wie auch in anderen postsozialistischen Staaten – sich im Zeitraffer ein Prozess vollzieht, der typisch für modernisierende Gesellschaften ist: der *Übergang von zivilreligiöser zu postkonventioneller symbolischer Integration*. Damit ist gemeint, dass moderne, soziokulturell stark plurale Gesellschaften sich nicht mehr durch kollektiv verbindliche Wertorientierungen, die sich in den politischen Institutionen symbolisch manifestieren könnten, zusammen halten lassen. Die Vielfalt von Lebensstilen, Identitäten und mit ihnen verbundenen Deutungsmustern, die ein Merkmal hochmoderner Gesellschaften ist, verringert die intersubjektive Schnittfläche positiv beschreibbarer, normativer Wertmuster. Dies betrifft auch das Gebiet kollektiver Erinnerungen: Deutungen der Vergangenheit verlieren ihr selbstexplikatives Potenzial und geraten mit alternativen Deutungen in Konkurrenz. Unter diesen Umständen geht von Wertmu-

stern, deren kollektive Verbindlichkeit aus symbolischer Politik heraus lesbar sein soll, kein integratives, sondern ein dissoziatives Potenzial aus, weil eine solche Festschreibung von Werten notwendigerweise stets bestimmte Gruppen symbolisch ausschließen muss. Kulturell pluralisierte Gesellschaften können deswegen symbolisch nur dadurch integriert werden, dass die Unmöglichkeit eines fixen Wertarsenals zu öffentlicher Anschauung gebracht und ein öffentlicher Diskurs etabliert wird, in dem über Werte gestritten werden kann. Helmut Dubiel nennt diese postkonventionelle Integrationsform das „historische Kapital ertragener Verschiedenheit“. Integrativ wirkt nicht ein gesamtgesellschaftlicher normativer Konsens, sondern die aus Erfahrung gewonnene Gewissheit, dass Konflikte über normative Präferenzen in zivilisierter Weise ausgetragen werden können: gewissermaßen eine erfolgreiche Konfliktgeschichte.

Extrem beschleunigt vollzieht sich der Zusammenbruch des kulturellen Wertarsenals in den ehemals sozialistischen Ländern deswegen, weil er jahrzehntelang durch eine autoritäre Regulierung der Öffentlichkeit künstlich aufgeschoben wurde, die Ende der 80er Jahre kollabierte und extrem heterogenen Deutungen das Feld räumte. So ergibt sich die Situation, dass kollektiv verbindliche Werte mit einem Schlag aus der Öffentlichkeit verschwinden, ohne dass es zur symbolischen Akkumulation einer Konfliktgeschichte hätte kommen können. In diesem Dilemma befindet sich auch der öffentliche Diskurs um den Großen Vaterländischen Krieg in Russland (im Folgenden: GVK), was sich in der inhaltlichen Ausprägung der unterschiedlichen Erinnerungen wie auch im Argumentationsstil niederschlägt.

Der „Große Vaterländische Krieg“ steht zur Diskussion

Die Diskussion um den GVK erscheint als eine Neuauflage der in Russland traditionsreichen Debatte über das Verhältnis von Volk und

Staatsmacht, in der grob zwei Positionen unterschieden werden können: eine gegen das politische System und den Staat gerichtete, die das Herrschafts- und moralische Gefälle zwischen der „Macht“ (russ.: *vlast'*) und dem Volk betont, und eine „national-patriotische“, für die das Volk mit der Staatsmacht idealiter eine unzertrennliche Einheit bildet.

Vertreter der staatskritischen Position pflegen das Motiv des einfachen, subordinierten Soldaten herauszustellen. Diese Deutungsfigur nimmt eine Schlüsselrolle in der Entgegensetzung von Volk und Staat ein und dient ferner dazu, eine Kontinuität zwischen der Kriegszeit und der Gegenwart herzustellen. Der „einfache Soldat“ steht in weiten Teilen des Diskurses für die damals kriegsentscheidende und heutzutage sträflich vernachlässigte Anstrengung der Bevölkerung. Das Motiv des „einfachen Soldaten“ nimmt vor allem im Diskurs der demokratisch orientierten Presse anlässlich des 50. Jubiläums des Großen Sieges breiten Raum ein. Hier wird eine Entgegensetzung der Erfahrungen innerhalb der Armee und der Erfah-

rungen in der sowjetischen Nachkriegsgesellschaft aufgemacht. So kommentiert ein Journalist Interviews mit Veteranen des GVK:

... das Wichtigste ist – wir haben gewonnen. Mit Betonung auf „wir“. Und wenn dieser Stolz nach einem halben Jahrhundert immer noch besteht, konnte er im Jahre 1945 [von der politischen Führung] wirklich für Arroganz gehalten werden. Und man zügelte ihn – ungeachtet heldenhafter Taten, Auszeichnungen und Verdienste. Vielleicht wird das Leben nach dem Krieg deswegen von den Veteranen in den Interviews weniger als selten angesprochen. (L. Kapeljušnyj, „Vojna na vsju ostavšujusja Žizn“, Izvestija, 6.5.1995, S. 3)

Der „einfache Soldat“ wird im Zeitungsdiskurs als paradigmatisches Biographiemuster der Kriegsgeneration entworfen. Das geht auch aus vielen – oft ganzseitigen – Anzeigen hervor, die von Banken, Firmen etc. geschaltet wurden und den Veteranen zu ihrem Sieg gratulieren: Auf ihnen sind niemals Offiziere, sondern stets soldatisches Fußvolk zu sehen.

Das biographische Muster des „einfachen Soldaten“, der „dem

Vaterland am meisten ergebenen Leute“, gewinnt seine eigentliche Kontur aber erst im Kontrast zu der Darstellung der Politiker in den Pressediskursen der Jubiläumsfeierlichkeiten 1995, wie zunächst in kritischen Kommentaren zum barocken Luxus der offiziellen Veranstaltungen auffällt. Einerseits werden diese von den Journalisten als zu pompös erachtet im Vergleich mit dem schlichten Mut der Gefallenen, derer gedacht werden soll, wie Igor' Epifanovs Kommentar der Zeremonien zu Ehren Marschall Žukovs in dessen Geburtsort, der in den 70er Jahren nach ihm umbenannt wurde, deutlich macht:

Am Vorabend der Zeremonien ist in der Gemeinde Žukovo ein Kommen und Gehen, wie es für solche Orte unüblich ist. Man wartet auf hohe Gäste aus Moskau und aus dem Ausland, Gott weiß woher. Im Zentrum von Žukovo wurde gerade ein grandios-protziges Gebäude aus Granit und Beton errichtet – das Museum G. K. Žukovs. [...] Der Marschall liebte das Leben in all seinen Facetten. Er liebte Frauen, gelegentlich konnte er heftig trinken, er konnte aus vollen Kräften schreien, wie ein Soldat, sagt man. Mit einem Wort, so sollte er uns auch im Gedächtnis bleiben. (I. Epifanov, „Malaja rodina velikogo maršala“, Argumenty i fakty 18/19, Mai 1995, S. 1, 6.)

Andererseits wird beklagt, dass die offiziellen Feierlichkeiten „so-wjet-artig“ seien und gleichzeitig ihren Anlass politisch nicht genug würdigten: „Eine grandiose 50-Jahre-Sieg-Jubiläumsfeierlichkeit wurde durchgeführt – abgesehen vom Gedenken der Gefallenen huldigte jeder seinem eigenen Heiligtum und seinen eigenen Werten“, lautet eine Schlagzeile der „Nezavisimaja gazeta“ vom 9. Mai 1995. Die JournalistInnen erkennen keine Grundlage eines gemeinsamen Bezugs aller politischen Kräfte auf den Großen Sieg und empfinden dies als einen Mangel. Man ist der Meinung, dass die Festivitäten vor allem dazu dienen, die Rolle des neuen Russland in der Welt zu demonstrieren: So degenerierten sie zu einer Demonstration schierer politischer Macht unter Instrumen-

talisierung der Erinnerung an den Großen Sieg. In dieser Hinsicht erinnerten die Feiern an Machtrituale sowjetischer Prägung:

Offensichtlich sollten die großzügigen Festlichkeiten anlässlich des 50. Jubiläums des Sieges nicht nur die große internationale Autorität der russischen Führung demonstrieren, sondern der Welt auch die neuen reichsdemokratischen Attribute der Russischen Föderation präsentieren. [...] Das Ritual... entsprach völlig der Szenerie der sowjetischen Jahre. (E. Krasnikov, „Grandioznoe prazdnovanie 50-letija pobedy soveršilos“, Nezavisimaja gazeta, 9. Mai 1995, S. 2)

Die Konzentrierung auf die reine Machtdemonstration, die das symbolische Handeln der meisten politischen Akteure leite, führt in den Augen der JournalistInnen zu peinlichen Resultaten, die dem Großen Sieg und denen, die ihn errungen haben, unangemessen seien. Der Vorwurf lautet folgendermaßen: Personen und Ereignisse, die direkt mit dem Krieg, dem Sieg und deren historischem Rahmen verbunden sind, werden einfach ignoriert, wenn ihre Erinnerung als politisch inopportun erscheint:

... Die Hand des Präsidenten versuchte, zwei Namen – die von Lenin und Gorbatschow – von der spiegelnden, polierten Tafel der pompösen Festlichkeiten wegzuwischen, als seien es Fliegen. [...] Man kann nicht an die Ernsthaftigkeit derer glauben, die Millionen gedenken sollen und gleichzeitig Angst haben, sich auch nur an zwei Namen zu erinnern. (T. Soveologov, „Lakejskaia pošlost“, Nezavisimaja gazeta, 11.5.1995, S. 1)

Eine weitere Kritik wird im Zusammenhang mit der russischen Politik des Jahres 1995 vorgebracht: Man ist der Meinung, dass die zeitgenössische russische Politik – vor allem die Außenpolitik – sich in krassem Widerspruch zu den Lehren befindet, die aus dem GVK gezogen werden könnten. Diesem Gedanken sind die längsten Artikel und Kommentare gewidmet. Es ist verständlich, dass es eine starke Tendenz gibt, die Jubiläumsfeierlichkeiten mit dem ersten russischen Krieg in Tschet-

schienien in Verbindung zu bringen, denn dieser hatte erst fünf Monate vorher, im Dezember 1994, begonnen. Die journalistische Gegenüberstellung von russischen Militäraktionen in Tschetschenien und den Jubiläumsfeierlichkeiten stellt einen Aspekt eines sich durch die gesamte Berichterstattung ziehenden Motivs dar, das man das „Verratsmotiv“ nennen könnte und bei dem die Entgegensetzung von Volk und Staatsmacht besonders deutlich zum Vorschein kommt. Der russische Krieg in



Während der Blockade wurden hier Massengräber angelegt, die nur mit Jahreszahlen versehen sind. Fotos von Toten werden bisweilen an den umstehenden Bäumen befestigt.

Etwas außerhalb von Sankt Petersburg befindet sich ein Friedhof aus der Zeit der Leningrader Blockade, der in einen Mahnmalspark umgestaltet wurde.

Tschetschenien stelle einen Verrat sowohl an den Völkern der ehemaligen UdSSR als auch an den Kriegsveteranen dar:

Der wichtigste unserer Feiertage, der Tag des Großen Sieges über den Faschismus, hat den Pulvergeruch des Tschetschenienkrieges angenommen. [...] Aber wie hell, wie feierlich, wie festlich begann für uns, die Jugend von 1945, dieser siegreiche Frühling! (A. Udal'cov, „Večnaja vojna poste Velikoj Pobedy“, Literaturnaja gazeta, 9. Mai 1995, S. 1)

Der andauernde Brudermord in Tschetschenien ist eine Schande für Russland und eine Verletzung des hellen Feiertags des Sieges, den die Tschetschenen zusammen mit den anderen Völkern Russlands errungen haben. („Kto vedet vojnu v Čečne?“, Izvestija, 6.5.1995, S. 2.)

Die JournalistInnen interpretieren den Tschetschenienkrieg als andauernden Betrug des Volkes durch die politische Führung:

Auf der Schwelle jenes Sieges de-

portierte Stalin die Tschetschenen nach Kasachstan. Auf der Schwelle dieses Jubiläums haben Jelzin, Gratschow und Erin Grosny zerstört, sie haben das tschetschenische Volk mit dem Versuch verbittert, Dudaev und seine Gefolgsleute zu übertrumpfen. (S. Kondrašov, „Velikaja Otečestvennaja vojna ostanetsja v genetičeskoj pamjati naroda“, Izvestija, 6.5.1995, S. 3.)

In Anbetracht ihres Urteils über die gegenwärtigen Politiker ist es nicht überraschend, dass die JournalistInnen die offiziellen Feierlichkeiten als Instrumentalisierung und Missbrauch des Siegesruhmes durch die politische Klasse verurteilen; diese Praxis, samt der sie begleitenden Missachtung der eigentlichen Kriegshelden, sei bereits in der Sowjetunion angewandt und jetzt von den russischen Politikern aufgegriffen worden.

Keiner von uns hat jemals gesehen, dass Genosse Breschnjew oder Genosse Gorbatschow oder Herr Jel-

zin dem Volk nahe und mit angemessener Demut und Aufwartung einem abgehärmten Soldaten mit einem Holzbein oder einem erblindeten Kapitän... den Orden „Für den Mut“ oder die Auszeichnung des Roten Sterns verliehen hätten. (A. Tarasov, „Nevostrebovannye geroi“, Literaturnaja gazeta, 9.5.1995, S. 10)

Somit wird eine harsche Opposition konstruiert: auf der einen Seite die Helden des GVK, die gegen einen erklärten Feind einen gerechtfertigten Verteidigungskrieg führten, auf der anderen Seite politische Akteure, die die kollektive Anstrengung des Volkes und die Erinnerung daran missbrauchen, um ihre Position zu stärken. Genauso wie Stalin den Sieg im Zweiten Weltkrieg benutzt hätte, um das totalitäre System aufrechtzuerhalten, benutzten die gegenwärtigen Politiker die Erinnerung an den Sieg, um das „reichsdemokratische“ Regime zu stärken – ein Regime, das sich demokratisch





Andreas Langenohl, Jahrgang 1970, Studium der Soziologie, Slavischen und Englischen Sprachwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen, der tatarischen Partneruniversität in Kazan' (Russische Föderation) und Simferopol' (Ukraine) von 1991 bis 1996. Seit 1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Universität Gießen. Promotion 1999; Thema der Dissertation: „Modernisierung und Erinnerung: Die öffentliche Rekonstruktion politischer Kollektivität am Beispiel des Neuen Rußland“ (erscheint 2000). Seine Arbeitsschwerpunkte sind zur Zeit: demokratische Konsolidierung in postsocialistischen Ländern; kulturelle Aspekte gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse, besonders das Verhältnis von Tradition und Modernität in kulturübergreifendem Rahmen; Dynamiken kollektiver Erinnerungen, insbesondere von Erinnerungskonflikten. Seit Februar 2000 ist Andreas Langenohl dem Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ an der Universität Gießen assoziiert.

gibt, aber immer noch Ambitionen auf den Großmachtstatus der ehemaligen Sowjetunion hat.

Das „Verratsmotiv“ als vorherrschendes Deutungsmuster, das in der demokratischen Presse mit dem Gedenken an den GVK verknüpft wird, weist über den Kontext der Erinnerung der Kriegsergebnisse hinaus: Das Jubiläum des Sieges gibt den Rahmen für die Behauptung einer generellen Konfrontation zwischen Volk und politischem System ab. Die politischen Kräfte werden mit solchen kontrastiert, die nicht zum politischen System gehören, mit dem „Volk“ (narod), der „Bevölkerung“ (naselenie), den „Leuten“ (ljudi) oder eben dem biographischen Standardmuster – dem „einfachen Soldaten“, der schon damals missbraucht worden sei und heute wieder missbraucht werde, nämlich indem die Erinnerung an seine Heldentaten instrumentalisiert werde. Er wird als typenbildend begriffen, insofern sich an ihm der instrumentelle Zugriff des politischen Systems auf den Menschen abbildet. Es ist kein Zufall, dass sich dieses Deutungsmuster am standardisierten Biographiekonstrukt des „einfachen Soldaten“ kristallisiert. Ein Soldat kann sich tapfer oder feige verhalten, aber per definitionem kann er nicht politisch agieren, sondern nur auf Befehl von anderen. Diese metonymische Verdichtung des „Volks“ im „einfachen Soldaten“ wird in folgender Passage besonders deutlich:

Ein Dorf erschlagen! Ein ganzes Dorf meiner im Krieg gefallenen Kameraden, ein Soldat im Großen Vaterländischen Krieg! – Mein Herz riss entzwei, während ich, als ich nach Leuten aus meinem Dorf suchte, viele Tage lang in diesem schrecklichen Buch las – dem Buch der Volkserinnerung. (V. Subbotin, „Vybitaja derevnja“, Literaturnaja gazeta, 9. Mai 1995, S. 4)

Das „Volk“, das aus vielen „Kameraden“ besteht und sich zu einem „Soldaten“ vereinigt, muss geradezu Willkür und Gewalt zum Opfer fallen. Zu dieser Metaphorik des kollektiven Körpers des ver-

achteten und geschundenen Volkes passt auch die Beschwörung eines „genetischen Gedächtnisses“: „Der Große Vaterländische Krieg bleibt im genetischen Gedächtnis des Volkes“, lautet eine Schlagzeile in der „Izvestija“ vom 6. Mai 1995. Der Konzeption des leidenden Volkes, das stets zum Objekt irgendjemandes wird, wohnt die Tendenz inne, in eine ahistorische, apolitische, fast anthropologische Kategorie umzuschlagen.

Die „einfacher Soldat“-Chiffre wird in der demokratischen Presse gebraucht, um eine *Entgegensetzung* von Volk und Politik zu codieren. In der national-patriotischen Publizistik dagegen ist der Soldat die Metapher für den „einfachen Mut“ des sowjetischen – oder meist: russischen – Volkes. Ihr zufolge stellen der GVK und der Große Sieg den Kulminationspunkt der faktischen und normativ richtigen *Einheit* von Staatsmacht und Volk in der partikularen russischen Nation dar; oder – funktionalistisch gewendet – der administrative Apparat habe die für die Kriegsmobilisierung notwendigen patriotischen Gefühle kanalisiert und zum letztendlichen Kriegserfolg organisiert. So urteilt etwa Aleksandr Panarin, dass der Patriotismus, der sich in der heldenhaften Verteidigung des Vaterlandes im GVK gezeigt habe, die Kategorie der Territorialen affiziere, über welches eine Nation nur qua ihrer Staatlichkeit gebiete. Für ihn ist der Staat daher die einzig mögliche „Form des nationalen Daseins“. Gennadij Gusev nimmt dieselbe Position ein: Er argumentiert, dass der Krieg ohne eine starke Staatsmacht nicht hätte gewonnen werden können. Dieses Argument ist für sich genommen plausibel, obzwar es nur die eine Seite der Staatsmacht Stalinscher Prägung beschreibt – nämlich ihre integrative Wirkung, wobei deren zerstörerische Auswirkungen vom Autor nicht genannt werden. Dann aber wird aus dem offensichtlichen militärischen Erfolg des starken stalinistischen Staates eine sozusagen sakrale Zusammengehörigkeit von Staat und Volk abgeleitet, der der Krieg zum Prüfstein geworden ist: Wenn Russland

nicht gesiegt hätte – von der UdSSR ist nicht die Rede –, existierte es heute nicht; da es aber nur dank seiner Staatsmacht siegen konnte, ist diese Zusammengehörigkeit sakrosankt. Dieser „geheiligte“ Krieg strahlt seine erlösende Kraft selbst noch auf die Kommunistische Partei der Sowjetunion (Bolschewiki) aus:

Millionen Mitglieder der VKP (B), die in der Schlacht mit dem Hitlerismus gefallen sind – dies ist der tragische, aufopferungsvolle Beitrag der Partei auf dem lichten Altar des Sieges. So neigen wir die Köpfe in gramvollem Schweigen vor ihrer Heldentat – und konfrontieren wir sie nicht mit dem Vorwurf oder der Schuld der Verwirrung des Verstandes oder des Herzens... (G. Gusev, „Bessmertie našej pobedy“, Naš sovremennik 4, 1995, S. 11)

Die sakrale Verschmelzung des russischen Volkes mit einem starken Staat liefert auch die Rechtfertigung für die Forderung, dass Russland wieder eine Großmacht werden müsse: Nur eine russische Großmacht habe Hitler besiegen können – oder, in den Worten Valerij Ganičevs, das „faschistische Europa“ –, und nur eine russische Großmacht könne dem russischen Volk das Überleben garantieren und sichere zugleich, dass es seinen zivilisatorischen Beitrag in die Welt breiten kann. Der Sieg im GVK hat nach dieser Deutung ein für allemal bewiesen, dass die Russen einen starken Staat, einen Großmachtstatus brauchen, wenn sie als kulturelles Kollektiv weiter bestehen wollen. Deswegen ist in der national-patriotischen Erinnerung des GVK der „einfache Soldat“ dem politischen System nicht entgegen gesetzt, sondern profitiert von seiner Stärke.

Die AutorInnen national-patriotischer Wertorientierung befürchten, dass der GVK an Bedeutung verliere, und zwar besonders durch die Deutungen der Kriegsergebnisse seitens demokratischer Kreise. Es gelte, einen Kampf um die wahre Erinnerung des GVK zu führen, damit er im Gedächtnis bleibe und Orientierung in einer Gegenwart biete, der verbindliche Regeln und Normen abhanden gekommen sei-

en. Freilich stellt sich die „wahre“ Repräsentation des Krieges in dieser Deutung stets als eine „patriotische“ dar, d. h. eine, die den Sieg als ungemindertes Verdienst des russischen/sowjetischen Volkes begreift und Relativierungen aller Art scharf zurückweist. Solche Relativierungen werden als besonders verletzend für die Soldaten des GVK wahrgenommen; ihr verdientes Ansehen werde durch sie in den Schmutz gezogen. Die Literaturkritikerin Ksenija Mjalo scheut sich nicht, in religiöser Diktion die „Verleumder“ der Kriegstoten mit Satanisten in eine Reihe zu stellen:

Das Gesetz aller Religionen ist – stört die Toten nicht, lasst in den heutigen Boshaftigkeiten und Skandälchen die in Ruhe, die bereits vor einem anderen Gericht stehen. Hat nicht deshalb diese Perestrojka-Kumpanei, als sie die Lebensgrundlagen der Gesellschaft zerstörten, gerade mit Abuladzes schwarzer Messe des Hinauswurfs des Vatersleichnams aus dem Grab begonnen? (K. Mjalo, „Mertvyč proklat'ja“, Naš sovremennik 6, 1995, S. 190)

Den Schlüssel zu dieser Passage bildet Tengiz Abuladzes Film „Die Reue“ aus dem Jahr 1987, ein Film, der die Person und politische Rolle Stalins zur Zielscheibe scharfer Kritik macht und der 1988 den Lenin-Preis für Literatur, Kunst und Architektur erhielt. Offensichtlich meint Mjalo also mit dem „Vatersleichnam“ Stalin. Indem sie ihn in eine Reihe mit den gefallenen Soldaten stellt, formuliert sie die Ineinssetzung von Staatsmacht und Volk in überspitzter Form.

So paart sich die Sorge um das Gedenken des Krieges mit dem Verdacht, dass es die Infiltration Russlands durch westlich geprägte Wertorientierungen ist, die für die von feindlich gesinnten Kräften (es werden Verräter, Russophobe und Pazifisten genannt) strategisch geplante Umdeutung der Geschichte verantwortlich zeichne, welche sich hinter dem Wort „Pluralismus“ verberge. Hinter der Abwehr dieser Relativierungsversuche, denen fast immer verschwörungstheoretisch ein partikulares Interesse antirussischer Kräfte –



Im Zentrum des Friedhofs steht die Statue der „Mutter Russland“.

sei es im Westen oder unter den „Demokraten“ – beigelegt wird, steht offensichtlich ein zivilreligiöses Bedürfnis, das durch eine „patriotische“ Erinnerung des GVK befriedigt werden soll, und das von Gennadij Gusev am deutlichsten ausgedrückt wird:

Zu erlauben, dass der Sieg fortgenommen wird – das heißt, das letzte Band zu zerstören, das die Russen noch zu einem Volk vereinigt...[...] Nur er, der Sieg, lässt uns noch eine Chance und Hoffnung. (Gusev, aaO., S. 13, 15)

Und umgekehrt erlaube nur eine patriotische Einstellung gegenüber Russland, die sich von einer „staatspolitisch eingezwängten“ (sowjetisch-kommunistischen)

und einer „gefälscht-demokratischen“ gleichermaßen abhebt, ein würdiges Gedenken des Großen Sieges:

Die Erinnerung an die Helden, an die ehemalige Größe Russlands gebietet befehlend die Notwendigkeit der Wiedergeburt eines ursprünglichen russischen Patriotismus. (Gusev, aaO., S. 14)

Das „Volksgedächtnis“

Es handelt sich hierbei offensichtlich um Versuche, einen kognitiven Bruch rückgängig zu machen, der sich mit dem Ende der Sowjetunion ereignet hat. Vor diesem Hintergrund muss man Äußerungen begreifen, die die „gebrochene

Kette der Generationen“ bedauern und anklagen, der Sieg sei „fortgenommen“ worden; ein Verlust, mit dem sich das Volk seiner Zukunft, sprich: seiner kulturellen Eigenständigkeit beraubte. Bezeichnend ist, dass diesem Verlust die Hoffnung auf ein „Volksgedächtnis“ entgegen gesetzt wird, aus dem der Krieg nicht nur niemals verschwinden, sondern in einer ganz bestimmten Bedeutung erhalten bleiben wird:

Es besteht kein Zweifel, dass die Worte der heutigen Schwarzbüchler, der Verleumder aus „Wissenschaft“ und Politik im Feuer des edlen Volksgedächtnisses verbrannt werden. Die Gestalt der großen Kämpfer, der Recken des Vaterländischen [Krieges] wird im Gedächtnis des Volkes bleiben, solange Russland existiert. (V. Ganičev, „Oni vyigrali vojnu... a vy?“, Naš sovremennik 5, 1995, S. 126)

Im Rahmen dieses Begründungsmusters ist es nur folgerichtig, wenn dieses spezifisch russische kollektive Gedächtnis als „das Allerheiligste“ bezeichnet wird, ist es doch die letzte verbliebene Bastion, die diese bestimmte patriotische Codierung des GVK, die „eigentliche Wahrheit“, vor den Angriffen der Relativierung und Umdeutung schützt. Vor diesem Hintergrund sind auch Äußerungen zu interpretieren, die das kollektive Gedächtnis des russischen Volkes als seinen genetischen Bestand bezeichnen: ein „genetisches Gedächtnis“, aus dem eine patriotische Haltung gegenüber Russland erwachse – wobei diese Metapher, wie erwähnt, durchaus nicht nur in national-patriotischem Kontext erscheint. Hier findet also erneut die bereits festgestellte Essenziali-

sierung des Kollektivs statt: Die verwesentlichte Gemeinschaft steht dafür, dass Erinnerung in der einzig richtigen Weise fortbestehen wird, und konstituiert sich gleichzeitig aus dieser Erinnerung.

Der Herausforderung, die – wie in der demokratischen Presse – die kritischen Aspekte des GVK in den Vordergrund rückt, wird somit durch die Beschwörung eines sozial vorgängigen, essenziellen Kollektivs begegnet, in dessen „genetisches Gedächtnis“ die Lehren des Krieges unverrückbar eingeschrieben seien: die Zusammengehörigkeit von starker Staatsmacht und Volk und ein zivilisatorisches Sendungsbewusstsein, welche sich in patriotischer Einstellung zu Russland äußern und dieser Einstellung gleichzeitig bedürfen. Jene Beschwörung der Zivilreligion des GVK führt aber unweigerlich zur symbolischen Exklusion des argumentativen Gegners: Es bedarf der Diffamierung und der Verschwörungstheorie, um einen essenziellierten Erinnerungsbegriff unter modernen Bedingungen einzufordern.

Dies sieht man am Umgang der „national-patriotischen“ Intellektuellen mit dem emigrierten Schriftsteller Georgij Vladimov. Seine Werke – v.a. der 1994 erschienene Roman „Der General und seine Armee“ – bringen den GVK stets mit den Verbrechen des Stalinismus in Verbindung; eine positive Botschaft, die Russland als Ganzes betrifft, ist aus seiner Sichtweise nicht abzuleiten. Im Gegenteil: Der GVK steht für die Unterworfenheit der Bevölkerung unter die Staatsmacht. Vladimov lässt nichts gelten, was eine postsowjetische Zivilreligion des Großen Vaterländischen Krieges ausmachen könnte:

Jede beliebige unserer Handlungen lässt höchst unterschiedliche Deutungen zu. Man kann über die Leute, die Moskau verteidigten, den Übergang über den Dnjepr erzwangen, im Sturm die Stufen des Reichstags nahmen, erzählen, dass sie dies aus Angst vor dem Tribunal taten. Oder dass sie nach Auszeichnungen lechzten, die die Nachkriegskarriere erleichtern würden. Die Weitsichtigsten hatten wahrscheinlich die Vorahnung,

dass man nach einem halben Jahrhundert den überlebenden Frontkämpfern Konsumgüter unter Umgehung der Warteschlange überlassen wird. Auch so kann man es sehen... (G. Vladimov, „Novye sledstviya, prigovor staryjoe“, Znamja 8, 1994, S. 186)

Eine solche Deutung des GVK wird nun durch die „national-patriotischen“ AutorInnen abgewehrt, indem darauf verwiesen wird, dass Vladimov im Westen lebt – und daher seine Behauptungen ein Indiz dafür seien, dass er, wie der Kenner der Kriegsmaterie Vladimir Bogomolov sich ausdrückt, „amoralisch und widerrechtlich im Hinblick auf zig Millionen lebende und tote Teilnehmer des Kriegs und, mehr noch, auf Russland verfährt“. Bogomolov geht sogar so weit zu behaupten, Vladimov stelle eine „geistige Einheit... mit den Nachzüglern Hitlers“ zur Schau (V. Bogomolov, „Sram imut i živye, i mertvyje, i Rossija...“, *Svobodnaja mysľ* 7, 1995, S. 97ff.) Ähnlich hart geht Gennadij Gusev mit den Kritikern des Stalinismus der Kriegszeit ins Gericht, die für ihn „gewissenlose Publizisten-Russophobe [sind], für die Heimat ein leerer Laut, Patriotismus ein ‚Asyl für Halunken‘ und der Russe ein ‚Faulpelz, Sklave, Taugenichts‘ ist...“ – Einer allmählichen Differenzierung der Erinnerungssemantik des GVK ist, wie man sieht, Vladimovs Zugang ebensowenig förderlich wie die „national-patriotische“ Tradionalisierung überkommener Semantiken, weil er diese quasi nur umkehrt und – in den Worten des Tel Aviver Historikers Gabriël’ Gorodeckij – dazu führt, „alles schwarz zu malen, was vorher weiß gewesen ist“. Die bewusst skandalöse Umwertung des Krieges, die ebenso vehemente Zurückweisungen geradezu herausfordert und dadurch die Festschreibung kultureller Konfliktlinien befördert, ist ein typisches Merkmal des postsowjetischen, radikal deregulierten Debattraums.

So ist die russische Debatte um den GVK als Streit um Zivilreligion interpretierbar – um ein allgemeingesellschaftliches, normatives Set an Deutungsmustern, das in der

JUSTUS-LIEBIG-

UNIVERSITÄT
GIESSEN

Andreas Langenohl, M.A.

Institut für Soziologie
Karl-Clöckner-Straße 21, Haus E
35394 Gießen
Tel.: 0641/99-23303
Fax: 0641/99-23309
e-mail: Andreas.Langenohl@sowi.uni-giessen.de

Lage sein soll, die Gesellschaft als politisch verfasste normativ-kulturell zu integrieren und ihr politische Wege in einer unsicher gewordenen Gegenwart aufzuzeigen. Dabei ist die Explizitat dieses Sets der eigentliche Streitgegenstand; oder anders gesagt, die Toleranzschwelle bezuglich seiner Allgemeinheit ist bei den Debattierenden unterschiedlich hoch. Gemeinsam ist allen Beiträgen nur die Feststellung, dass der GVK eine riesige Tragodie war und viele Opfer forderte. Diese Gemeinsamkeit bestand schon in der Sowjetunion und war das Element, das die sowjetischen Erinnerungspraktiken okkasionell, anlässlich der Feier des Großen Sieges als eine wirkliche, substantielle Zivilreligion erscheinen ließ. Mittlerweile indes, da man sieht, dass kollektive Festlegungen auf einen bestimmten Wertekanon in modernen Gesellschaften immer unwahrscheinlicher werden, wird auch klar, dass jede weitergehende Spezifizierung und Politisierung der Werte, die aus der Erinnerung an den GVK hervorgehen sollen, nur unter den sowjetischen Bedingungen staatlicher Zensur und Repression durchgesetzt werden konnten. Die postsowjetische Debatte um den GVK ist durch eine große Meinungsvielfalt, aber auch Polarisierung gekennzeichnet. Die Streitenden neigen dazu, ihren Standpunkt durch Bezugnahme auf ein angeblich vorgängiges russisches Kollektiv zu bekräftigen, das entweder der Staatsmacht moralisch entgegen steht oder aber naturwuchsig mit ihr verbunden gedacht wird. Dies illustriert die Tatsache, dass beide Seiten von einem *genetischen* Volksgedächtnis sprechen, das gegen die angeblichen Unwahrheiten der jeweils anderen Seite, gleichsam als iber dem gesellschaftlichen Streit stehend, ins Feld gefuhrt wird. Ein solcher essenzialisierter Begriff des Volkes fuhrt wie von selbst dazu, dass die jeweils andere Meinung als *Verrat am russischen Volk* erscheinen muss: sei es der Verrat durch die Politiker, die sich erst die kollektive Anstrengung des Volkes und dann deren Erinnerung aneigneten; sei es Verrat durch

Andersdenkende, deren Infragestellung zentraler Kriegsakteure die Gefallenen verhohne und ihr Andenken schande. Die Pluralität der Meinungen fuhrt so nicht zu einer kollektiven und auch konflikthaften Reflexion iber die Vergangenheit, sondern tritt soziokulturelle Konfliktlinien fest und trägt zur Desintegration der Gesellschaft bei.

Modus der Auseinandersetzung

Die Art und Weise, mit der die unterschiedlichen Deutungen des GVK begrundet werden, macht deutlich, dass die strittigen Auseinandersetzungen iber Deutungs- und Wertepreferenzen in Russland zumeist *agonal* verlaufen, d.h. durch symbolische Exklusion des Gegners. Dies kann als eine Folge des Fehlens einguebter und bewahrter Formen der symbolischen Konfliktaustragung interpretiert werden. Dadurch wird deutlich, dass der Verlust einer essenziellen Zivilreligion nicht das eigentliche Problem Russlands und anderer modernisierender Gesellschaften ist. Gerade die Versuche, eine solche Zivilreligion neu zu begrunden, fuhren, wie man am Beispiel der Debatte um den GVK sieht, zu einer Festschreibung von gesellschaftlichen Konfliktlinien. Es kommt vielmehr darauf an, einen Modus der Auseinandersetzung und des Streits zu finden, durch den die problematisch gewordenen verbindlichen Wertorientierungen in einem grundsatzlich abschließbaren Prozess zivil thematisiert und iberwunden werden konnen. Das Dilemma des vielbeschworenen postsowjetischen „Werteverlusts“ beschließt sich daher nicht darin, dass der Gesellschaft ihr normatives Koordinatensystem abhanden gekommen ist. Dies ist vielmehr der Normalfall in hochmodernen, soziokulturell pluralisierten Gesellschaften, weswegen die Frage nicht ist, ob zivilreligiose Wertfestschreibungen iberwunden werden, sondern nur sein kann, auf welchem Wege dies geschieht. Im Hinblick auf kollektive Erinnerungen stellt sich die Frage also folgendermaßen: Wie lasst sich der rein affirmative Bezug auf

eine ruhmreiche Vergangenheit iberfuhren in eine zivile Auseinandersetzung iber eine vieldeutig gewordene Vergangenheit? Transformationsländer wie Russland sind dabei mit einer doppelten Schwierigkeit konfrontiert, die in Strukturmerkmalen des Vorgangerregimes begrundet liegt. Im parteistaatlich regulierten ublichen Raum von Gesellschaften sowjetischen Typs wurde die mit dem Modernisierungsprozess verbundene Erosion zivilreligioser Werte jahrzehntelang kunstlich aufgeschoben und die Chimäre einer essenziellen Zivilreligion aufrecht erhalten. Das Ende der Regulation der ublichkeit hatte daher nicht nur einen rasanten Abbau der angeblich verbindlichen Wertmuster zur Folge. Daruber hinaus hat jene Regulation die kollektive Einubung ziviler Formen der Konfliktaustragung verhindert. Daher gibt es im heutigen Russland keine eingespielten Regeln zur Austragung von Konflikten iber normative Richtlinien, die an unterschiedliche Erinnerungen der kollektiven Vergangenheit geknupft sind. •

LITERATUR

- Robert Bellah/P.E. Hammond, *Varieties of Civil Religion*, New York 1980
- Robert W. Davies, *Soviet History in the Yeltsin Era*, Basingstoke/London/New York 1997
- Helmut Dubiel, *Ungewißheit und Politik*, Frankfurt a.M. 1994
- Peter J. S. Duncan/Martyn Rady (eds.), *Towards a New Community: Culture and Politics in Post-Totalitarian Europe*, Hamburg/Munster 1993
- Nina Tumarkin, *The Living and the Dead: The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994
- Stefan Voß, *Stalins Kriegsvorbereitungen 1941 erforscht, gedeutet und instrumentalisiert: Eine Analyse postsowjetischer Geschichtsschreibung* (= Hamburger Beiträge zur Geschichte des ostlichen Europa, Bd. 3), Hamburg 1998